

## Der irre Boom der Bibliotheken

Alles redet von der Digitalisierung - und Berlin plant für 300 Millionen Euro eine Bibliothek voller Papier. Ist das verrückt? Von wegen: Kein Platz ist den Menschen lieber als die Bücherei.

Von Inge Kloepfer

Die hochfliegenden Pläne der Hauptstadt bringen Alexander Grossmann richtig in Rage: "Berlin hat kein Geld", wettete er unlängst auf der Leserbriefseite des West-Berliner Traditionsblatts "Der Tagesspiegel", "schon gar keines für monströse Bauwerke, die weder sinnvoll noch notwendig sind, sondern anscheinend der persönlichen Befriedigung und Geltungssucht einzelner Politiker dienen." Stein des Anstoßes ist ein geplanter, ziemlich großzügiger Neubau der Zentral- und Landesbibliothek unmittelbar am Tempelhofer Feld, also dort, wo in Zeiten der Berlin-Blockade nach dem Zweiten Weltkrieg die Rosinenbomber der Amerikaner landeten. Derzeit ist die Bibliothek auf zwei Standorte verteilt und so oder so zu klein. So soll es nicht bleiben.

270 Millionen Euro will Berlin nach heutigem Stand dafür investieren. Alle Erfahrung spricht dafür, dass es dabei nicht bleibt. 350 Millionen werden es sicher. Grossmann, Mitte vierzig, der mit dem Titel Professor unterzeichnet, wäre ein schlechter Wissenschaftler und Verlagsfachmann, würde er seinen Unmut nicht auch halbwegs fachkundig begründen. Um Berlin geht es ihm dabei weniger als ums Grundsätzliche: Wer brauche im digitalen Zeitalter von Facebook, Cloud oder Big Data überhaupt noch Räumlichkeiten, in denen Bücher und Zeitschriften aufbewahrt werden und damit physisch an einer zentralen Stelle verfügbar sind? Wahrscheinlich hatte der streitbare Fachmann ein paar Monate zuvor den Blog-Eintrag der Journalistin und Autorin Kathrin Passig gelesen, die Bibliotheken schnöde als Papiermuseen bezeichnete. "Seit mehr als zehn Jahren suche ich keine Bibliothek mehr auf", höhnt Grossmann, er mache alles nur noch über das Netz.

Genau das ist wahrscheinlich sein Problem: Er ist einfach zu lange nicht mehr in einer Bibliothek gewesen. Hätte er sich das eine oder andere Mal doch bloß hineingewagt. Dann hätte er vielleicht nicht nur feststellen können, dass die Deutschen ihre Bibliotheken lieben, sondern auch, dass Bibliotheken heute ganz anderes bieten als ausschließlich Bücher. Rund 210 Millionen Besucher zählen die öffentlichen Bibliotheken hierzulande im Jahr und sind damit noch vor den Museen die meistgenutzten Kulturinstitutionen in Deutschland überhaupt. Dabei geht nur ein Bruchteil der Besucher dorthin, um sich Bücher auszuleihen. Die Mehrheit findet sich dort ein, um zu lesen, zu stöbern, zu lernen, zu arbeiten, um sich zu treffen, um im Internet zu surfen oder sich Filme anzusehen. Und das mit immerzu steigender Begeisterung. Bibliotheken haben Hochkonjunktur - nicht nur in Deutschland. Es scheint geradezu ein Paradoxon des Internetzeitalters zu sein, dass Menschen ausgerechnet heute Orte frequentieren, die einst ausschließlich dazu dienten, allerlei Gedrucktes vorzuhalten.

Die Deutschen sind mit ihrer Lust an Bücher-Häusern nicht allein. Überall auf der Welt haben die Menschen den Büchern in jüngster Zeit phantastische Tempel gebaut. Ob in Lausanne oder Stuttgart oder Peking. In Alexandria, einst Standort der berühmtesten Bibliothek in der Antike, errichteten norwegische Architekten einen hochmodernen Bau, dessen Bücher vor allem in digitaler Form auf Servern lagern. Und die "Library of Birmingham", die 2013 ihre Tore öffnete und von Montag bis Freitag jeweils 12 Stunden besucht werden kann, ist seither überlaufen. Binnen weniger Monate frequentierten rund eine Million Besucher diesen neuen Bücherbau, der im postmodernen Architekturstil erbaut und von den britischen Medien hinreichend gefeiert wurde. 190 Millionen

Pfund haben die Briten in der zweitgrößten englischen Stadt in den West Midlands investiert und einen neuen, zentralen Ort geschaffen. Die Bibliothekare jedenfalls können ihr Glück oder auch den Stress, den die vielen Besucher mit sich bringen, kaum fassen.

Angefangen hatte dieser Mega-Trend einst in Paris mit der großen französischen Nationalbibliothek, die der damalige Staatspräsident François Mitterrand in Form vier riesiger aufgeklappter Bücher errichten ließ, als wollte er nicht nur sich selbst, sondern auch dem Buch ein Denkmal setzen - bevor das Internetzeitalter ihm irgendwann den Garaus machen würde.

"Neue Bibliotheken schaffen sich ihre Nachfrage", erklärt Frank Simon-Ritz das Phänomen. Simon-Ritz, der dem Vorstand des Deutschen Bibliotheksverbands vorsitzt und hauptberuflich die Uni-Bibliothek Weimar leitet, zitiert damit ein altbekanntes ökonomisches Gesetz. Und tatsächlich: Wenn neue Bibliotheken gebaut werden, steigt nahezu automatisch die Besucherzahl. Bestes Beispiel dafür in Deutschland ist Stuttgart, wo im "Niemandland" hinter dem Bahnhof ein des Nachts blau erleuchteter Kubus entstand, der im Oktober 2011 eröffnet wurde und sich ebenfalls vor Besuchern inzwischen fast nicht retten kann.

Dabei sind es nicht nur die hochmodernen Bibliotheken, die Besucher in Scharen anziehen, sondern auch bestehende und unscheinbare Gebäude. Unweit des Kölner Neumarkts gelegen, erfreut sich zum Beispiel der schmucklose Etagenbau der dortigen Zentralbibliothek steigender Beliebtheit. Das liegt diesmal nicht an beeindruckender Architektur, sondern schlicht an einem geschickten Programmangebot. Jugendliche zum Beispiel haben hier alle Möglichkeiten, die von Lernorten bis hin zur Unterhaltung reichen. Sogar Manga-Zeichenkurse können sie belegen.

Die öffentlichen Bibliotheken in Deutschland würden noch mehr Besucher zählen als derzeit, wenn sie nach dem bisherigen Willen des Gesetzgebers nicht ausgerechnet sonntags geschlossen bleiben müssten. Ein Anachronismus - schimpfen nicht nur die Besucher, sondern auch so manch ein Bibliothekar. Wie frequentiert sie wären, hat ein Pilotversuch in Bremen nachdrücklich bewiesen, wo die Zentralbibliothek im Alten Polizeihaus mitten in der Hansestadt residiert. Dort ist an jedem 1. Sonntag im Monat die Bücherei für gerade einmal vier Stunden geöffnet und wird vor allem von Eltern mit Kindern besucht. Die Bremer Bibliothek ist jetzt eben nicht nur unter der Woche, sondern auch am Wochenende proppenvoll.

Dabei liegt das Erfolgskonzept moderner Bibliotheken nicht in der Ausweitung der Bestände, sondern zunächst im Raumangebot: Lesesäle, Arbeitsplätze, Gruppenräume, Platz für Kinder und Familien, Zeitungsecken - und, wie in Birmingham, ein Innenhof mit Tischtennisplatte. Zunehmend junge Menschen, in jüngster Zeit vor allem Schüler, nutzen die Bibliotheken als Aufenthalts- und Lernort, so wie es Studenten schon seit Jahrzehnten in ihren Uni-Bibliotheken machen. Und da inzwischen fast jede öffentliche Bibliothek mit Kindergärten und Schulen zusammenarbeitet, kommen nicht nur die jungen Menschen aus bildungsbürgerlichen Gesellschaftsschichten. "Bibliotheken sind zu Begegnungsorten geworden, die ausnahmsweise mal nicht kommerziell betrieben werden", sagt Simon-Ritz. Es muss niemand etwas bezahlen oder kaufen, es gibt keine Werbung, die ihn verführt, Geld auszugeben - abgesehen von einem Kaffee in der Cafeteria, die moderne Bibliotheken natürlich auch betreiben.

Für das, was Simon-Ritz beschreibt, gibt es sogar einen soziologischen Unterbau: Der amerikanische Stadtsoziologe Ray Oldenburg hat 1989 das Buch "The Great Good Place" geschrieben, in dem er die von ihm entwickelte "Theorie des dritten Ortes" darlegt. Menschen bräuchten nicht nur das Zuhause

als ersten und den Arbeitsplatz als zweiten Ort, an dem sich ihr Leben abspiele, sondern noch einen dritten Ort, einen, wo sie Menschen treffen und kommunizieren könnten. Entstanden ist diese Theorie aus der Einsicht in die isolierende Wirkung amerikanischer Wohnviertel, die solche dritten Orte schlicht vergaßen. "Da gibt es noch nicht einmal Bürgersteige, auf denen sich Menschen begegnen", sagt der emeritierte Soziologe, dessen Idee so manch einen Städtebauer beeinflusst hat. Wenn sich Menschen nicht mehr begegnen könnten, habe das destabilisierende Effekte nicht nur auf die Gemeinschaft, sondern auch auf die Familien selbst - so seine Hypothese. Die Neutralität und Offenheit des Ortes ist maßgeblich, jeder müsse Zugang haben. Verpflichtungen gebe es nicht. Und: Virtuelle Begegnungsstätten könnten diese Orte nicht ersetzen.

Wer das muntere Treiben in den alten und neuen Bibliotheken verfolgt, könnte dieser Behauptung durchaus etwas abgewinnen. Was sind solche "dritten Orte" in unserer Gesellschaft? Einkaufszentren, die Starbucks-Cafés vielleicht oder nicht doch lieber Bibliotheken? Für Oldenburg waren es Cafés und Bars. Ob er die Bibliotheken, die auch dazugehören können, einfach vergessen hat?

Leserbriefschreiber Grossmann würde diese Theorie womöglich nicht befriedigen: nichts als Luxus, vermischt mit ein wenig Sozialromantik, wenn sich jetzt angeblich auch Vertreter bildungsferner Schichten in Bibliotheken wiederfinden, weil sie dort Notebooks benutzen könnten und die Internetzugänge für ihre sinnlosen Streifzüge durch das World Wide Web. Wer wirklich mit Büchern arbeiten wolle, brauche dieses ganze Beiwerk nicht. Was spricht dagegen, sich Bücher und Zeitschriften einfach digital auszuleihen, um sie zu Hause oder eben im Café zu lesen? Zumal die Menschen sich in der Bibliothek ja nicht informieren, sondern vor allem unterhalten.

Michael Knoche, der die altherwürdige Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar leitet, wäre da nicht so streng. "Was ist Information, und was ist Unterhaltung?", fragt er. Die Grenzen seien fließend. Man könne schließlich nicht sagen, ob sich eine Person einen belletristischen Bestseller ausleihe, um sich zu unterhalten oder um daran etwas zu studieren. Der Faszination der Tatsache, dass die neu geschaffenen Begegnungsstätten eine derart starke Anziehungskraft auf die Bevölkerung ausüben, kann auch er sich nicht entziehen.

Doch geht es in den neuen Bibliotheken immer noch - auch - um Bücher. Widerspruch gegen den ausschließlich digitalen Blick auf Bibliotheken kommt ausgerechnet von einer Seite, die sich der Digitalisierung verschrieben hat: der Deutschen Digitalen Bibliothek, die weiterhin im Aufbau ist. "Das eine wird das andere niemals ganz ersetzen können", sagt Astrid Müller, die an diesem Projekt mitarbeitet. "Auch wenn wir um die Digitalisierung nicht mehr umhinkommen werden." Ersetzbar werde die reale Bibliothek auch dann nicht, wenn sie - wie im Fall der Deutschen Digitalen Bibliothek - ihren Nutzern inzwischen einen Zugang zu Millionen Büchern in über 2000 Bibliotheken verschafft.

Für das einmalige Vorhaben der Deutschen Digitalen Bibliothek hat der Bund 8 Millionen Euro bereitgestellt, alle Gebietskörperschaften geben gemeinsam jährlich 2,6 Millionen Euro dazu. Das ist ein wirklich bescheidenes Budget im Vergleich zu den Ausgaben, die allein in Berlin im Doppelhaushalt 2014/15 nur für die nichtwissenschaftlichen Bibliotheken vorgesehen sind. Die schlagen da nämlich mit 65,5 Millionen Euro zu Buche. Wer, wie Leserbriefschreiber Grossmann, ein Verfechter des rein digitalen Zugangs ist, dem dürfte nicht nur angesichts der geplanten Bausummen für die neue Berliner Bibliothek, sondern allein schon wegen des Jahresetats für Bücherausleihstellen der Kamm schwellen. Doch hat Astrid Müller, die sich ganz der Digitalisierung verschrieben hat, für ihre Aussage verschiedene Gründe.

Nicht alles ist digitalisierbar. Da besteht noch immer das "Schwarze Loch" des 20. Jahrhunderts. Bücher sind erst 70 Jahre nach dem Tod des Autors "gemeinfrei" und können beliebig reproduziert und somit auch digitalisiert werden. Gerade noch rechtzeitig vor Ende der vergangenen Legislaturperiode hat der Bundestag ein Gesetz verabschiedet, das es Bibliotheken in bestimmten Fällen - bei sogenannten verwaisten und vergriffenen Werken, die bis 1965 erschienen sind - und unter Einbeziehung der Verlage erlaubt, diese Werke nun doch zu digitalisieren und ins Netz zu stellen. Es ist nach Ansicht vieler Bibliothekare absehbar, dass es auf der Zeitachse ein Kontinuum digitalisierter Werke geben wird. Trotzdem wird deren Digitalisierung noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Außerdem gibt es Dinge, die physisch vorhanden sein müssen: die Autographen, Urschriften, besondere Bücher, zu denen der eine oder andere etwa zu Forschungszwecken nicht nur virtuellen Zugang braucht. Museumsstücke lassen sich eben nicht digitalisieren. Die Digitale Bibliothek erfüllt denn auch eigentlich einen weit wichtigeren Zweck als den, der ausgerechnet in der elektronischen Bereitstellung von Werken liegt. "Es geht bei uns vor allem ums Finden", sagt Müller. Es wachse eine Generation heran, die virtuell forsche, arbeite und mit dem Internet lebe. "Was im Netz nicht sichtbar ist, worauf also nicht verwiesen wird, das ist für diese Generation auch nicht existent." Vernetzen, verlinken, verweisen - die digitalen Möglichkeiten sind da geradezu unbegrenzt. Und sie werden umso wichtiger, je stärker die Bedeutung des Internets für die Wahrnehmung wird. Wer in der Deutschen Digitalen Bibliothek etwas sucht, wird auf jeden Fall fündig. Etwas auffindbar machen, mit Metadaten verknüpfen, verschiedenste Verweise anbieten und in gigantischen Serverkolonien verwalten - das alles muss eben auch sein. Nur bedeutet es noch nicht, dass man einen Text tatsächlich vollständig auf den Bildschirm bekommt. Oder ihn dort auch haben will. Viel wichtiger ist, dass man weiß, wohin man sich begeben muss, um ihn zu finden, und was es sonst noch gibt.

Anna-Amalia-Bibliothekarin Knoche greift noch höher: Die Bewahrung des kulturellen Erbes sei ohne Artefakte tatsächlich schwierig. Die kulturelle Überlieferung könnten natürlich nicht alle Bibliotheken übernehmen. Aber einzig im virtuellen Raum sei sie eben auch nicht möglich. Da ginge zu viel verloren.

Dazu kommt noch ein weiteres Problem: Nicht alle Verlagsgruppen gewähren den Bibliotheken die Möglichkeit, ihre Bücher als e-Books, also digitalisiert, zu verleihen. Ausgerechnet dieses Geschäft wollen sie selbst machen und nicht gegen eine magere Lizenzgebühr Hunderte von e-Lesern an die Bibliotheken verlieren. Ob sich das bald ändert, ist nicht absehbar.

Den boomenden öffentlichen Bibliotheken würde ein Geistesmensch wie Knoche ihre Daseinsberechtigung keinesfalls absprechen, auch wenn die Grenze zwischen gebotener Information und Unterhaltung ziemlich verwischt. "Wenn man sich in den Neubau nach Stuttgart begibt, ist es schon faszinierend, wie heterogen die Besucherschaft dort ist." Heterogen nicht nur von Bildungsstand und Herkunft, sondern auch im Alter. Da sitze eine junge Türkin mit Kopftuch neben dem siebzigjährigen Zeitungsleser, ihr gegenüber eine Mutter mit Kindern. An welchen öffentlichen Orten würde sich diese Vielfalt an Menschen sonst begegnen?

Bibliotheken zu bauen macht also Sinn - selbst im Zeitalter der Digitalisierung. Die Zahlen der neu eröffneten Bücher- und Kommunikationstempel beweisen das eindrucklich. Solange die Zahlungsbereitschaft des Einzelnen nicht auf die Probe gestellt wird, erfolgt die Abstimmung hier mit den Füßen. Bibliotheken erfüllen zunehmend die Rolle multifunktionaler Stadthallen, die für verschiedene Zwecke genutzt wurden und werden. Nur dass hier nicht nur Veranstaltungsräume

geboden werden, sondern ein gesammeltes, physisch vorgehaltenes Wissen, digitalisiert und global vernetzt. Die Bedürfnisse der Bürger sind eben nicht rein virtuell. Angesichts dessen wirken die Verfechter einer reinen Internetkultur seltsam aus der Zeit gefallen. Als seien sie aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts überhaupt nicht herausgekommen, als die Möglichkeiten des Internets noch unendlich schienen. Die Idee, eine neue moderne Bibliothek zu bauen, ist also gar nicht so abwegig. Und was man jetzt schon vermuten kann, ist der Erfolg. Der Bau wird, falls er es bis zur Umsetzung schafft, Millionen Menschen anziehen - nicht zuletzt auch viele Architektur-Touristen.

So ganz in trockenen Tüchern aber ist die Sache mit der Berliner Landes- und Zentralbibliothek noch nicht. Am Tag der Europawahl, dem 25. Mai, wird es in Berlin zu einer Volksabstimmung über das Tempelhofer Feld kommen. Dann sollen die Bürger darüber entscheiden, ob an den Rändern des ehemaligen Flughafenfeldes 4700 Wohnungen und eben die neue Zentral- und Landesbibliothek entstehen sollen.

Längst haben die Bürger das Feld zu einem riesigen Freizeitpark werden lassen mit seiner unendlichen Weite mitten in der Millionenstadt. Die Initiative "100% Tempelhofer Feld" will jede Art von Randbebauung verhindern und die ursprüngliche Größe erhalten. Wie das ausgeht, ist ungewiss. Nur eine Diskussion ist schon längst gelaufen: dass man nämlich die ganze Bibliothek auch im neu entstehenden Stadtschloss hätte unterbringen können, für dessen Nutzen es nur ein dürftiges Konzept gibt. Aber das ist eben typisch Berlin. Hier hätte Leserbriefschreiber Grossmann einen echten Grund gehabt, sich aufzuregen.